

Wann haut ihr endlich alle ab?!

Über das Entschwinden des Autors in den Zeiten des Neoliberalismus
Eine unzusammenhängend pessimistische Weltschau zwischen März
1999 und August 2001 mit einer optimistischen Coda unter dem Motto
'Von Mexiko lernen'.

Am Mittwoch den 11. August 1999 ungefähr gegen 12 Uhr 35 steht in München ein achtzehnjähriger Möbelfachverkäufer im Innenhof des Geschäftes, in dem er arbeitet, und schaut in den Himmel. Um ihn herum sind Kollegen und Kunden geschart und tun dasselbe. Auch sie sehen nach der Sonnenfinsternis, allein mit dem winzigen Unterschied, daß sie allesamt Brillen tragen, während der Achtzehnjährige ungeschützt nach oben blickt. Auf die Warnungen seiner Kollegen, sich das Augenlicht zu beschädigen, sagt er: "Das ist doch alles nur Panikmache." Zwei Minuten schaut er, dann hat er seine Sehkraft bis auf 5 Prozent eingebüßt. Sein Kommentar nach der Diagnose im Krankenhaus: "Jetzt steh' ich ganz schön blöd da."

Ich weiß nicht recht, ob das so stimmt. Natürlich ist der Verlust der Sehkraft ein ziemlich hoher Preis, ein Preis, den ich persönlich niemals bereit wäre zu bezahlen, doch erscheint es mir auf der anderen Seite, wenn ich diese Geschichte einmal als Parabel betrachte, doch erstaunlich, daß es jemand überhaupt noch wagt, dem äußeren gesellschaftlichen Druck zu widerstehen und eine Panikmache "Panikmache" zu nennen.

Der Zwang zum Erlebnis, der bei auch nur geringstem Anlaß Stadt und Land überschwemmt und alle Bereiche des öffentlichen und privaten Lebens unterschiedslos mit sich reißt, scheint mir subtiler und deshalb unwiderstehlicher als jedes bürgerliche Diktat vergangener Zeiten. Denn gegen was oder wen soll ich mich denn zur Wehr setzen, wenn sich im Ereignis, besser: *event*, alle Klassen und Unterschiede aufheben?

Als die Eklipse noch in weiter Ferne stand, wurde eindringlich vor beruhten Scheiben, CDs oder Schweißbrillen gewarnt, die auf gar keinen Fall ihren Zweck erfüllen würden. Als der Augenschutz dann langsam knapp wurde und die durch Sondersendung aufgepeitschten Massen in den letzten Tagen sogar Apotheken stürmten, wobei selbst die Schaufensterscheiben einiger Kaufhausfilialen dem Druck nicht mehr standhielten, ohne daß man der willfährigen Kundschaft zu Dienste hätte sein können, wurden alle Warnung kurzerhand

widerrufen. Selbst Röntgenbilder würden es im Grunde tun, hieß es auf einmal, und es müßte noch nicht mal ein Schatten auf der Lunge sein.

Was ging da vor sich? Die Apothekerzeitung für unsere kleinsten Tablettenkonsumenten, "Medi und Zini", hatte schon Anfang des Monats eine Bastelanleitung für eine Schutzbrille veröffentlicht, die nun von PTAlerinnen eigenhändig vor der Weitergabe aus einigen hunderttausend Exemplaren herausgerissen und einem Shradder zugeführt werden mußte, da sie den Sicherheitsnormen nicht entsprach. Sagen wir es so: jenen Sicherheitsnormen, die wirksam waren, als noch genug Zeiss-Brillen auf Halde lagen und einer mehr als ungewissen Absatzzukunft harrten, denn Sicherheit und Sicherheit sind zweierlei. Und liegt nicht sogar der Verdacht nahe, daß die rund eine Million angeblich nicht zuverlässiger Brillen aus dem asiatischen Billigmarkt, die man überall in Europa einzog, es dann doch getan hätten? Wer in einer solchen Situation darauf kommt, daß alles Panikmache sei, der hat sich anscheinend doch noch ein Stück Verstand bewahrt, auch wenn die Schlußfolgerung nicht unbedingt hätte sein müssen, ungeschützt dem Naturschauspiel beizuwohnen. Aber bei so viel Falschem, oder sagen wir lieber "Unechtem", ist das Wahre, oder sagen wir besser "Eigene", oft noch undeutlicher zu erkennen als die faden-scheinigste Korona im Halbschattengebiet.

Wenn ich am 26. August 2001 in meinen HL Markt an der Ecke gehe, dann liegen dort in den Gängen auf großen Paletten aufgetürmt stapelweise Lebkuchen, Dominosteine und Marzipanbrote. September, Oktober, November, Dezember, über vier Monate also muß ich diesen Anblick ertragen. Was ist das? Magischer Realismus? Nur weil die deutsche Geschäftswelt sich keinen anderen Feiertag einfallen lassen kann, nur weil es in unseren Breiten kein Thanksgiving oder Halloween gibt, geben sich Weihnachtsmann und Osterhase abwechselnd die Staffette derselben Gußform in die lediglich mit andersfarbigem Stanniol umkleidete Hand? Ist das Produkt nicht jederzeit verfügbar, ist der Abstieg in die Vorhölle des Altmodischen vorprogrammiert. Da unten liegt das Skelett von Joachim Fuchsberger, die Knochenhand um eine der letzten Flasche 4711 gekrallt, neben den ganzen kontinentalen Filialen von Marks & Spencers und den 350 000 dem Zeitgeschmack entglittenen und deshalb unverkauften Opelwagen des Jahres 2000. Natürlich gruselt im Zeitalter der Kleinanleger-Lemminge dieser hochkapitalistische Limbus nur die Unbedarften, denn Verluste und rote Zahlen bereiten im Postkapitalismus längst den Börsengang der betroffenen Firmen vor.

Ich möchte jedoch auch gewisse noch bestehende Lücken des sich gern hermetisch präsentierenden Systems nicht verschweigen. Als mich nämlich in vorweihnachtlicher Zeit tatsächlich die Lust auf Dominosteine überkam, waren die im Supermarkt längst nicht mehr, oder nur mit abgelaufenem Verfallsdatum, zu haben.

Dieser ständigen Präsenz des Marktes auf der einen Seite, steht eine Aushöhlung der Gegenwart auf der anderen Seite gegenüber. Die Gegenwart ist nur noch existent im Verkauf. Deshalb allein wird der Sonntag so heiß umkämpft. Das ist die letzte Scharte, die es noch auszuwetzen gilt, der letzte weiße Fleck auf der Karte des Marktes. Eine zeitliche Diaspora, wenn schon der Raum abgegrast und versorgt ist.

Gehört die Zeit jedoch dem Markt, dann ist sie dem Individuum abhanden gekommen. Die Kultur hat sich längst schon darein geschickt. Die Gegenwart, einst doch Bastion von Revolution, Kunst und sogar Anarchie, liegt öde und verlassen vor den Barrikaden. Die Gegenwart trägt die verschiedenen Gütesiegel des Marktes als Kainszeichen auf der Stirn. Der gemeichelte Bruder Abel hingegen, die Kultur, umkreist in den ewigen Zirkeln der jenseitigen Welt Vergangenheit und Erinnerung. Mit verheerenden Folgen.

Philip Gourevitch schildert dazu eine symptomatische Szene. Er steht im Jahr 1994 in einer Schlange vor dem Holocaust-Museum in Washington und sieht die Angestellten mit Buttons an den Revers, auf denen steht: "Wir wollen niemals vergessen". Während er wartet, schaut er auf die erste Seite seiner Zeitung, die ein Bild zeigt, auf dem die Leichen vom Massaker in Ruanda einen Fluß verstopfen. Ein Rassenscharmützel für das Madeleine Albright, die sich knapp fünf Jahre später mit der Bombardierung Jugoslawiens im Dienste der Menschenrechte profilieren wird, ein Eingreifen der UNO nicht für nötig erachtet.

Was heißt es, nicht zu vergessen, wenn man dasselbe genauso wieder geschehen läßt? Was nützt die Erinnerung mit ihren Denkmälern und Museen, wenn sie das Geschehene allein institutionalisiert? Erinnerung, meine persönliche Erinnerung, meine eigene Historie, die auch immer Teil meines sozialen und gesellschaftlichen Umfelds ist, läßt sich schlecht an einem Sonntagnachmittag abhaken, sondern ist eine unwegsame in den meisten Teilen undurchschaubare und obendrein oft schmerzliche Angelegenheit. Es ist kein Wunder, daß die Erinnerung und das Erinnern wichtige Themen der Kunst waren. Ich sage waren, weil mir Zweifel kommen, ob sie das heute noch sind, oder noch

sein können. Wenn der Kunst von staatlicher Seite die Aufgabe zugeteilt wird, zu erinnern, einfach, damit man etwas Lästiges und Bedrohliches kanalisiert, dann macht sie sich zu einem Teil jenes Marktes, der alles aus dem Weg räumen will, um die Gegenwart absolut beherrschen zu können.

Um irgendwo dazwischen die Kultur zu erhalten, muß man heutzutage eben ungewöhnliche Wege gehen,. Muß man? Aber selbst wenn man muß, erhält man denn damit die Kultur? Was ist das für eine Kultur, die man künstlich am Leben halten muß? Sie liegt da an der Herz-Lungen-Maschine der Sponsoren und des Staates im Wachkoma - und das ist wirklich kein schöner Anblick. Aber anstatt daß man das nach guter Manier unseres Gesundheitssystems in einer kleinen Abstellkammer erledigt oder auf einem mit Betten vollgeschobenem Flur, mietet man große Säle und kernsanierte Häuser mit modernster Bühnentechnik an. Die Leute strömen hin, weil sie sehen wollen, wie der Patient vielleicht mit den Fingern zuckt oder sogar die Augen aufschlägt. Entsprechende die Agonie flankierende Kennzeichen werden mit wehmütigem Applaus bedacht.

Aber warum lassen wir die Kunst denn nicht einfach sterben? Nur weil wir die Möglichkeiten haben, sie künstlich am Leben zu erhalten? Weil so viele Arbeitsplätze dranhängen? Die Intendanten gehen einfach mal kurz raus 'ne Zigarette rauchen und die Kultusminister ziehen den Stecker raus, so einfach geht das.

Wenn die Künstler aussterben, was ist daran so schlimm? Andere Berufszweige sterben doch auch aus. Der Kumpel im Ruhrpott zum Beispiel. Na und? Ersatzlos gestrichen. Und dann die nicht gerade geringe Anzahl an menschlichen Völkern, Ethnien und Individuen, ganz abgesehen von den zu einem gut überschaubaren Rest zusammengeschrumpften Tier - und Pflanzenarten. Zudem sind wir, die wir ja für die beschleunigte Ausrottung jedweden Lebens verantwortlich sind, quasi als Entschädigung, und damit das nicht noch einmal passiert, in Form eines chemotechnischen Mahnmals, gerade dabei, die letzten Abwehrkräfte der Pflanzen zu stärken und auch die Tiere mit einem gesünderen Muskelgewebe und Fetthaushalt auszustatten.

Wenn sich die Theater und Museen nicht mehr halten können, die Maler keine Galerien mehr finden und die Autoren keine Verleger, wo ist da das Problem? Warum glaubt denn jeder, er müsse von einem anderen erhalten werden? Die wievielte Mitleidskamapagne läuft gerade bei der *taz*? Mitleid zieht immer gut, von rechts nach links. Ich bin wichtig, ich darf nicht untergehen. Wenn ich

Teil dieser Kultur bin, warum muß ich dann um einen Platz kämpfen, wenn ich aber kein Teil dieser Kultur bin, vielmehr denke, daß es sich gar nicht um eine Kultur handelt, weshalb sie ja auch so sehr nach Kultur schreien muß, sondern nur um einen Zweig der Marktwirtschaft, den ich darüberhinaus verachte, warum sollte ich mich dann damit einlassen?

In einer achtseitigen Sonderbeilage der Frankfurter Allgemeinen Zeitung wird mir mit drei Tage Verspätung am 30. 6. 99 mitgeteilt, daß am 27.6.99 das nächste Jahrhundert begonnen hat. Ich muß zugeben, manchmal denkt man sich in der Werbung schon was, auch wenn sich vielleicht nur noch einige wenige an das Datum erinnern. Am 27.6. vor zehn Jahren bröckelte oder schmolz sozusagen der eiserne Vorhang. Der Kapitalismus in seiner neoliberalen, das heißt moralischen Form konnte neue Märkte gewinnen. "Anlaß genug", so steht es jetzt hier zehn Jahre später, "Ihnen einen Vorschlag zu machen, der Ihrem Leben vielleicht einen neuen Sinn geben kann." Warum nicht? Einen Sinn für mein Leben, wie behelfsmäßig er auch sein mag, den wollte ich schon immer mal haben.

Dieser Lebenssinn entpuppt sich auf den nächsten Seiten allerdings dann lediglich als eine Werbung für das Städel. "Ja, ich möchte mehr aus meinem Leben machen", steht auf dem Coupon, den man am Schluß herausreißen und einschicken kann. So ähnlich dachten das doch auch damals die Ungarn an der österreichischen Grenze: Ja, ich möchte mehr aus meinem Leben machen. Aber wenn schon Kapitalismus oder jetzt "Kunst für alle", dann, wir kennen das, müssen gewisse Anpassungen an die neue Situation vorgenommen werden. In diesem Fall wird mir auf den nächsten Seiten Kunst auf die kaufhändlerische Art präsentiert. Als erstes Malernamen und Titel in schwebenden Farben, was an die einbeziehende Interaktivität des Internets erinnern soll, überall lauern verschieden tiefe Ebenen, in die ich nur einzutauchen brauche. Es folgt eine Doppelseite mit witzigen, spannenden und so weiter Ausschnitten aus Bildern. Darunter stehen witzige und spannende und so weiter Kommentare. Meist geht es um den Preis des Gemäldes. Manchmal haben die Macher auch ihrer freien Assoziation Lauf gelassen und man kann deutlich erkennen, daß sie sich fleißig in ein Thema eingearbeitet haben, von dem sie noch vor kurzem nicht die geringste Ahnung hatten.

Es ist eben die Dingsda-Generation der Werbemacher am Drücker. Die Idee der Zielgruppe, die seinerzeit am Beginn der Werbeexpansion noch in den Köpfen herumspukte, existiert längst nicht mehr. Man schafft sich schon seit einiger Zeit seine Zielgruppe selbst. Man suggeriert ein bestimmtes Lebens-

gefühl. Und Leute, die dieses Lebensgefühl haben, oder haben wollen, die sollen einfach mal ins Städel gehen, vielmehr das Städel unterstützen, vielmehr ihrem Leben einen neuen Sinn geben.

Und von dieser Warte des quasi erfundenen Volkes gehen dann bequemerweise auch andere aus: die deutsche Bevölkerung macht sich mit dem Euro vertraut, heißt es aus dem Off zu dem Bild einiger Rentner, die in einem Zelt bunte Scheine gegen das Licht halten, während Günther Jauch, mit Intelligenz nicht gerade gesegnet, genau die bei der ganzen Bevölkerung messen will. "Mit wissenschaftlichen Methoden" wie sämtliche Programmzeitschriften gleichgeschaltet auf das Titelbild rücken. Das ganze wohlgerichtet auf RTL, was den Vorteil hat, daß man bei Unkenntnis einer Antwort seine IQ-Punkte auch durch Ablegen eines Kleidungsstücks erwerben kann. Früher nannte man das *contradictio in adjecto*, heute wird das mit *anything goes* ins salonfähige Denglisch übersetzt, denn "wirklich alle können mitmachen", wobei Salon das ist, wo vorn das Partoffelkino steht und hinten der im Doppelrippunterhemd zusammenzählt, ob's zur Aufnahme bei *Mensa* reicht. Mitglied in diesem Club übrigens, mit einem IQ von 160, die Frau, die sich mit über zwanzig Operationen zu einer Barbiepuppe umstylen hat lassen. Und warum sollen die kulturellen Verfallszeiten ausgerechnet vor dem fragilen Konstrukt der Intelligenz haltmachen? Früher nannte man eine Formation *supergroup*, weil ihre Mitglieder von Cream, Traffic und Spooky Tooth kamen, heute weil DJ Bobo und der eine von Take That, dem irgendein Rechtsstreit die Solokarriere verhasgelt hat, in einer Lotto-Show auftreten. Früher hatte Albert Einstein mit herausgestreckter Zunge einen IQ von 140, heute läßt sich selbst aus einem Filzstiftautogramm von Michael Schumacher auf dem Oberteil eines Boxenluders gute 180 IQs, oder wie die heißen, zusammenaddieren.

Man darf Signaturen nicht unterschätzen. Wem das Städel zum Beispiel tatsächlich gehört, sehe ich bei der mir angetragenen Werbung auf der letzten Seite: Man dankt einem halben Dutzend Banken und anderen Firmen für ihre Unterstützung. Als Logo tragen sie sämtlich schon das Städel über ihrem Namen. In verschiedenen Farben. Das allein ist der Unterschied. Und so soll es auch bei dem neoliberalen Museum von morgen sein, daß die Mauer zwischen Kunst und Volk endlich heruntergerissen hat: man schaut sich, endlich befreit vom Inhalt, verschiedene Farben an. Dekorationswert ist gefragt. In der Dekoration zeigt sich der Inhalt. Deshalb wird Johann Friedrich Städel auch gleich zu Anfang auf einer Münze abgebildet, mitten in einer Hundert, die das neue Jahrhundert, aber auch den Mindestbetrag, den ich zahlen darf, symbolisiert. Der Museumsmann auf der Münze, der Museumsbau selbst über der Bank.

Soviel Ehrlichkeit über Besitzstände- und streben hätte ich in einer Eigenwerbung gar nicht erwartet.

Am Schluß hofft man noch, mich neugierig gemacht zu haben. Ganz im Gegenteil. Alle meine Fragen sind beantwortet. Außerdem bedeutet Neugier mittlerweile ohnehin nur, daß ich einen Coupon ausfüllen, eine Nummer wählen, eine Seite im Web anklicken, oder den Faxabruf anfordern soll. Neugier heißt: Ich bin neugierig, was du bereit bist, zu zahlen. Das ist das Geheimnis des Informationszeitalters, in das wir treten oder in dem wir schon sind: Information endet dann doch immer bei den blanken Zahlen. Das ist das Geheimnis des dritten Weges der Mitte: Liberalität und Moralität enden ebenfalls bei den blanken Zahlen. Diese Politik wird dann nach gleichen Konzepten von gleichen Werbeleuten entworfen, wie die für andere Produkte, denn alles ist Produkt. Selbst die Information. Selbst das Individuum.

Der evangelische Kirchentag 2001 hat es vorgemacht und sich richtig durchstylen lassen. Vom lila besäumten Friedensschälchen bis zur Luthersocke mit dem maschinell eingewebtem *Hier steh' ich nun* Zitat. Im Zeichen des Synkretismus wurde auch nicht mehr das Brot gebrochen, sondern ein mit Konservierungsmitteln schlapp gespritztes Pide so lange auseinandergezogen, bis es denn riß. Darauf kauten die Hirten anschließend grinsend herum. Schließlich hatten sie ihren Beitrag zur Völkerverständigung geleistet.

Zwei Monate später setzt der Förderverein des Holocaust-Mahnmals noch einen drauf: "Den Holocaust hat es nie gegeben" läßt er über friedlicher Alpenlandschaft verkünden. "Es gibt immer noch viele, die das behaupten." Steht kleinlaut darunter. "Und damit es nicht noch mehr werden: Mach's mit". Nein, das ist eine andere Schiene, das sind die, die mich auf das Aids-Problem aufmerksam machen wollen. Kennzeichen: Ein farbiges Kondom auf jedem Plakat. Daraus kann man dann zum Beispiel eine Glühbirne machen. Das ist witzig. Oder *Cool* hinschreiben, wobei die zwei Os dann auch Kondome sind. Das ist cool. Hat das auch eine Bedeutung? Zum Beispiel, um richtig cool zu bleiben, zwei Kondome übereinanderziehen? Und was bedeutet das Kondom mit Messer und Gabel links und rechts über dem *Bed and Breakfast* steht? Wünsche der Selbst- oder Fremdverstümmelung?

Daß die Werbefirmen ihre Unsummen verdienen, ist eine Sache. Daß das Gesundheitsministerium das Geld für diese optische Belästigung durch Augenarztbesuche geblendeter Bürger wieder reinholt und die Lutherbesockten es ohnehin vom Staat gleich miteingetrieben bekommen, eine andere. Aber

warum soll ich für eine große Plakataktion des Mahnmal-Fördervereins spenden? Um denen zu beweisen, daß sie mich aufgerüttelt haben mit ihrem austauschbaren Werbesingsang? Wenn die sich auf die Waschmittelebene begeben, dann müssen sie sich auch mit einem Weichspüler vergleichen lassen.

Aids ist smartiesbunt, der am Kreuz ist ganz von den Socken und der Ober-salzberg verwandelt sich in ein Ferienparadies. Es läuft doch alles bestens: Angst und schlechtes Gewissen können auch richtig Spaß machen.

Die Sozialdemokratie macht mit, krempelt die Ärmel hoch und schiebt das *tertium non datur* der Philosophie mit einem Zahnpastalächeln zur Seite: ein dritter Weg wird beschritten. Das, was sich auch Neue Mitte nennt. Aber was ist denn das Neue daran? Es ist eben postmoderne Politik, so wie die alten Marshall-Verstärker ausgegraben werden, um noch einmal die Musik der Sechziger auf- und auszunehmen, so wie sich auf allen Gebieten das Alte angeeignet wird, so eignet man sich das Profil der Rechten an. Einfach das Überkommene übernehmen. Außerdem besitzt Selbermachen einen großen Vorteil: es schockiert nicht so. Man kann das Angeeignete sofort begreifen und genießen, schließlich kennt man es ja.

Was neue Weltordnung bedeutet, ist inzwischen auch deutlich geworden: die Probleme werden in die Entwicklungsstaaten, die man jetzt vollmundig Handelszonen nennt, verschoben. Also raus aus der dritten und vierten und hinein in die eine wunderbare Welt. Alles so schön bunt, ich meine farbig, hier. Wenn sich die Komplementärfarben nicht immer wieder zum Einheitsgrau vergangener Tage vermischen würden. Rot und Grün sind ja bekanntlich so ein Paar. Ein grüner Außenminister poliert in zähen Verhandlungen das Renommee eines roten Kanzlers auf, und ein grüner Umweltminister macht sich über den Umweg desselben zum Sprachrohr des Volkswagenchefs.

Wobei man Volkswagen durchaus verstehen kann, schließlich können die jetzt nicht auch noch ihren eigenen Schrott zurücknehmen, nachdem sie doch gerade erst angefangen haben, den ehemaligen Zwangsarbeitern ein - wie sagt man dazu, Kompensation, Vergütung, Schmerzensgeld, Bonbonchen? - zu zahlen. 10 000 Mark. Immerhin läpperte sich das auch zu ganzen zwanzig Millionen zusammen. Zum Vergleich: die Werbekampagne, um den neuen Beetle auf dem amerikanischen Markt einzuführen, kostete 50 Millionen. Und was soll denn der Herr Doktor Piech nicht noch alles erledigen? Sogar für die Indios in Chapas soll er sich bei der mexikanischen Regierung einsetzen, da-

bei ist doch erst jeder vierte mexikanische Wagen ein Käfer, wenn es jeder zweite wäre, könnte man vielleicht darüber reden.

Andere Forderungen aus vergangenen Kriegstagen gehen an Degussa, die das Gold aus den Gebissen der Opfer säuberlich eingeschmolzen hat. Auch die Adolf Privatbank mit dem grünen Band der Sympathie hat noch nichts von sich hören lassen, aber was bedeutet heute schon grün. Hoffnung etwa? Und die deutsche Bank zeigt sich auch nur zahlungswillig, weil sie ihr Bild in Amerika aufpolieren will, sonst klappt das mit der Übernahme von Bankers Trust am Ende nicht. Die BfG kürzt die Gemeinwirtschaft gleich aus ihrem Namen und heißt jetzt SED, nein halt SFB, nein auch nicht, eben irgendwieso ähnlich. Der Spruch dazu lautet auf gut Denglisch "More than a bank". Sowie es eben beim Pizza Toni bei uns an der Ecke "Pizza und mehr" heißt. Tom Scholz hat die Rechte für "More than a feeling" leider schon an Trojans verkauft. Eigentlich, wenn ich mir es recht überlege, auch ein gewagter Name für ein Kondom: Fürchte die Trojaner, wenn sie Geschenke bringen.

Daß nicht nur die Unterhaltungsindustrie die Politik beeinflusst, der Politiker als neuer zigarrerauchender Kleiderständer Furore macht, sondern auch umgekehrt die Politik die Unterhaltung kann man an einer Quizsendung erkennen, die gleich nach Erscheinen des Schröder-Blair Papiers in England entwickelt und mit der üblichen Verspätung mittlerweile auch in Deutschland angekommen ist. Neodarwinistischliberaler Titel: The weakest link. Auf Deutsch als "Der Schwächste fliegt" treffend in den Ton der Sozialleistungsdebatte übersetzt.

Da sich die Politik des Neoliberalismus, des New Labour, der Mitte und des dritten Weges weg von den sozialen Problemen und hin zu einer marktwirtschaftlichen Orientierung bewegt, ist es auch nicht erstaunlich, daß Vertreter der Psychoanalyse, obwohl sie doch einst angetreten waren, Masse und Gesellschaft in ihrer unbewußten Haltung zu interpretieren, parallel zur politischen Umorientierung auch das Lager wechseln. Oder ist es ein völlig bewußter Vorgang, daß diejenige Branche der Psychanalyse boomt, die nicht mehr das Individuum, auch nicht die Gesellschaft, sondern eben die Firmen und Unternehmen analysiert. Es gehe darum, den unbewußten Teil der Unternehmen herauszufinden. Ich hätte da schon etwas anzubieten, wie wäre es mit folgender Arbeitshypothese: das Unbewußte der Firma ist das variable Kapital, immer wieder scheint es sich zu entziehen und nicht bestimmbar zu sein, und da Ich dort sein soll, wo einmal Es war, könnte man doch soweit gehen, den

Arbeiter... aber soweit ging man ja schon mal, denn Ich und Bewußtsein, reines Bewußtsein, das endet meist im Arbeitslager.

Aber es geht um etwas anderes, und im Grunde um etwas Brillantes. Nicht länger beschäftigt diese Analytiker das Unbewußte, sie haben sich die Übertragung herausgepickt. Manfred Kets de Vries, ein Ökonom mit einer Vita wie ein geklonter Weltbürger (Holländer mit deutschem Vornamen, der in Harvard studiert hat und in Kanada lebt), bereitet die Analyse ganz einfach auf. In der althergebrachten Therapeuten-Patienten Situation fand eine Übertragung statt. Jetzt findet die Übertragung von den Angestellten auf den Chef statt. Und das sollte er auch wissen, weil er sonst gar nicht weiß, was um ihn herum passiert. Ein einfaches Weltbild, was die geplagten Unternehmer garantiert ein großes Stück weiterbringt: "Was ihr wollt sozialeleistungen, Lohnsteigerung? Ich bin doch nicht euer Papi." Eine geglückte Firma ist dann die, bei der klar wird, daß sie gar nicht nach marktwirtschaftlichen Gesichtspunkten funktioniert, sondern nach den Prinzipien von Wiederholungszwang und ödipaler Konfliktbewältigung. Die Welt ein Tollhaus. Nur daß Freud doch gerade meinte, daß wir eben nicht Herr im eigenen Hause sind. Warum dann die Herren in ihrer Herrschaft gerade mit Hilfe der vermeindlichen Kritik stützen statt stürzen? Weil es immer das ultimative Mittel ist, die Kritik für sich zu verwenden. Die Marktwirtschaft so auszublenden, wie sie der Neoliberalismus einblendet, das ist schon eine Kunst, und so ergänzen sich beide Hälften in ihrem einen Kampf, der Gewinnmaximierung und des Machtstrebens, vorzüglich.

De Vries mußte übrigens erstaunt feststellen, daß die deutsche Betriebsführung eher technokratisch daherkommt, weil niemand als Führer erscheinen will. Ein Mißstand, den man gerade dabei ist zu beheben. Es ist die postmoderne Kondition, die wir bislang nur am Bau oder in der Kunst bewundern konnten, die jetzt auch die sogenannten Wissenschaften erfaßt. Man nimmt aus der Geschichte das heraus, was an einem möglichst frei flottierend vorbeischiebt und setzt es als Baustein in die wie auch immer geartete Rechtfertigung des Monetarismus'.

Und wer da nicht mehr mitkommt, der wird mit der Phrase eingeschläfert, daß wir im Zeitalter der Information leben. Tatsächlich kann ich mich nicht mehr auf meine Sinne verlassen. Geschmack- und Geruchssinn lassen mich bei künstlichen, chemikalischen oder radioaktiven Zusätzen im Essen schon lang im Stich. Aber auch wenn ich das Wort "Befreiungsorganisation" höre, weiß ich nicht, ob da ein Verein unterwegs ist, der Kindern die Hände abhackt. Beim Bild von 150 brutal gefällten jungen Birken, krampft sich mir die Kehle

zusammen. Dann erfahre ich, daß es sich um genetisch manipulierte Birken handelt und daß sie von einer Gruppe gefällt wurden, die gegen genetische Manipulation ist. Und jetzt? Das Bild bleibt. Aber es soll nicht mehr wirken. Es soll sich umkehren.

Die Sprache liefert dazu passende Vexierbilder als Legende. Nach dem Vorbild "Grüne Genetik" und "Gewinnwarnung" dürfte bei einer Zigarettenpause mal fünf Minuten das Qualmen eingestellt werden.

Und ist die Kunst nicht auch hier Spiegelbild der Gesellschaft? Auch hier obliegt die Information. Ich kann kein Bild mehr sehen, ohne nicht über den Künstler Bescheid zu wissen und die Hintergründe und Anliegen seines Schaffens. Die letzte Dokumenta hat das deutlich auf den Punkt gebracht: Kunst ist, von diesem Standpunkt ausgesehen, tatsächlich dann am besten, wenn sie nicht mehr Kunst ist, sondern Philosophie und soziale Recherche. Daß die Kunst in andere Gebiete dringt und dort teilweise verkrustete Strukturen aufbricht ist eine Sache, aber daß sie sich dem Verdikt der Information anpassen soll, eine andere. Hier geht es gerade darum, genau wie bei der kollektivierten Erinnerung, eine eigene Position zu beziehen, die sich eben nicht völlig in einen gesellschaftlichen oder politischen Kontext auflösen läßt. Der Künstler muß wahrscheinlich eine Gratwanderung zwischen gesellschaftlicher Vereinnahmung und Personifizierung gehen. Denn wie in der Politik Themen zugunsten von Gesichtern zurückgedrängt werden, so wird auch in der Kunst das Werk immer unwichtiger, weil die Information über das Werk, die man offensichtlich zu benötigen scheint, ohnehin zum Künstler selbst führen. Das Werk ist dann nur noch etwas Symbolisches, etwas, das an den Künstler erinnert. Ein Souvenir. Der Künstler wird ins Unnahbare gedrängt, um ihn besser verehren zu können. Jemand, der etwas über ihn schreibt, hat mehr Chancen veröffentlicht zu werden, als er selbst.

Ich stelle mir den Autor als jemanden vor, der, vielleicht ähnlich wie andere mittlerweile schon ausgestorbene Berufszweige wie Einsiedler, Mönch, Heiliger (darunter auch Schein- und sonderbare Heilige) nicht nur für sich *lebt*, sondern besonders für sich *denkt*. Also jemand, der im weitesten Sinne unbestechlich ist, offen für alle Fehler und Idiotismen, aber integer. In sich widersprüchlich, weil, nach Whitman, er eben viele Wesensarten aushält, aber eben in der, manchmal schreibenden, Bewegung, sonst aber in der des Denkens zu Hause und ihr allein verpflichtet.

Das gibt es natürlich längst nicht mehr. An den Berufsstand des Autors, respektive die von ihm hervorgebrachten Bücher und Schriften, die meistens mit ihm gleich gesetzt werden, wird in der Regel hingebetet, er solle große Werke schaffen und uns endlich in einem Buddenbrook ähnlichem Genregemälde unserer Zeit versinken lassen. Was sollen diese Spiegelfechtereien des Feuilletons? Das geschieht doch alles längst. Es gibt doch nicht zu wenig Mann-Epigenen, sondern zu viel. Wer anderes verstopft denn mit seinen verfilmungsfreundlichen Schinken die Bestsellerlisten, ob nun aus heimischen Gefilden oder schlecht übersetzt aus den angelsächsischen Collegestädten? Dazwischen ein Schuß Hispanoamerika und eben die Kultur die gerade den kulturimperialistischen Blick auf sich ruhen fühlt. Es ist die Ruhe vor dem Sturm, und ich frage mich, weshalb jetzt die Länder, die sich gerade mühsam vom Kolonialismus und dessen Nachwehen befreit haben oder noch befreien, ohne zu Murren die neuen Besetzer und Blutsauger der kunstleeren Nationen quasi zu sich einladen.

Man kann die neue Vernichtung wunderschön betrachten. Beispiel Kuba. Erst der Papst, dann die Touristikbranche und, quasi als letzte Ölung, Wim Wenders. Nach den süßlich eingefärbten Bildern wird das Land nicht mehr dasselbe sein. Soviel sei klar. Abgehakt. Wenders Ex-Companero Handke machte gleichzeitig den Balkan unsicher und ließ in der Süddeutschen vermelden, er "verzehre" dort Äpfel und "wechsle" nur selten "das Gewand". Ach, es geht nicht um Stil? Sag ich doch: die Thomas Mann Nachfolger verstecken sich in wulstigen Bahnhofskiosktaschenbüchern.

Aber um was geht es dann, wenn nicht um Stil? Der Autor, und ich kann nur immer wieder betonen, daß es nichts besseres gibt als zu verschwinden, sieht sich gewissen Forderungen gegenüber. Forderungen, die da heißen, verfasse den packenden, stilistisch makellosen und so weiter Zeitroman. Es sind Forderungen der Leute, die sich mühsam selbst das Lesen an Hand von Autoren beigebracht haben, die schon lange tot sind und die sie vor allem, und das ist das Entscheidende ihrer Heuchelei, zu deren Lebzeit nie gelesen hätten. Viva la muerte, Teil 2: Jetzt erst recht.

Das Bildungsbürgertum fordert immer nur zwei Sachen, nämlich Bildung und Bürgertum. Dann ist es zufrieden. Autoren bedienen das erste, indem sie Themen behandeln, die interessant sind und Recherche benötigt haben. Das ist dann die Bildung. Gleichzeitig unterhalten sie aber auch, damit das Schwere leichter runtergeht, das ist dann das Bürgertum. Abgeschafft soll natürlich keins von beiden werden, am wenigsten alles beide zusammen. Bildung ist

wichtig. Bildung ist praktisch, ja wie soll ich sagen, so was wie, na sag ich es mal anders: Wir haben ja keinen Instinkt mehr, oder nur Rudimente davon, und deshalb, also weil der Mensch nicht spezialisiert ist, er kann nicht besonders schnell laufen, oder eben nur dann, wenn er hustensaftähnliche und im Urin nicht nachweisbare Medikamente zu sich genommen hat, aber das sind Ausnahmen, schwarze Schafe, die es überall gibt, was ich sagen will, weil er nichts Besonderes kann, muß er ständig lernen, und weil er ständig lernt, kann er schließlich mehr als die von Geburt an auf irgendetwas spezialisierten Tiere. So einfach ist das. Deshalb ist Bildung lebensnotwendig.

Bürgertum ist auch lebensnotwendig, aus anderen Gründen, aber durchaus ähnlichen, die gleichfalls mit Überleben zu tun haben. Alles hat mit Überleben zu tun. Deshalb sprießen ja auch die Theorien vom selbstsüchtigen Gen. Diese Theorien haben sich quasi selbst aus den neodarwinistischen Triebtheorien geklont. Dem Bildungsbürgertum ist das nur recht. Jedem ist das recht. Selbstsüchtiger Gen, das bringt unsere Welt wenigstens auf einen Nenner. Befreit uns von historisch abendländischem Schuldbalast. Jetzt, wo sich selbst die Römisch Katholische Kirche uns verweigert und keine Persilscheine mehr ausstellt, so wie sie das nach allen Kriegen doch immer so gut getan hat. Sie hat sich mittlerweile zu sehr von ihrem römisch-griechischen Urbild entfernt, auch wenn sie es noch im Namen trägt. Da antwortet Silenius auf die Frage des König Midas, was das Beste im Leben sei, noch schlankweg, entweder gar nicht geboren zu werden oder früh zu sterben. Da die Kirche alles dransetzt, die erste Möglichkeit zu verhindern, beschleunigt sie zum Ausgleich dann eben die zweite. Fair is fair. Für eine Institution, die den Verkauf eines Lebens nach dem Tod, kurz Himmel genannt, auf ihre gesegneten Flaggen geschrieben hat, besteht natürlich ohnehin ein gewisses Interesse daran, das Leben vor dem Tod so mies wie möglich zu halten.

Leider ist das Leben nicht überall so geographisch geschickt plaziert wie im katholischen Irland, wo man dann einfach die Flughäfen dicht macht, damit ein vergewaltigtes Mädchen die Abtreibung nicht noch im Ausland vornehmen kann. No man is an island, sagte der metaphysische Dichter John Donne. Aber wir kennen hierzulande eben nur die Aneignung von Simmel. Und ist der Satz dann noch derselbe? Ist er? Natürlich nicht. Kein in bunter Schreibrift auf einem Titel des Verlags Schneekluth geschriebener Satz bleibt derselbe. Er kann gar nicht derselbe bleiben. Er verflüchtigt sich. Aber wenn schon keine Insel, warum nicht ein Archipel? Lautet so nicht ohnehin die politisch korrekte Bezeichnung für Insel? Niemand ist ein Archipel. Wie wäre das? Aber trotzdem leben wir auf einem. Oder besser: es gibt überall einen,

gegen den wir die moralischen Waffen des gerechten Krieges einsetzen müssen.

Der Krieg im Kosovo ist zu Ende. Ein britischer Kommunikationsspezialist, der die Bombentage in Brüssel verbracht hat wird von der Menge KosovoAlbaner frenetisch begrüßt. Die Politiker und Feldherren bleiben links liegen. Die Masse ruft seinen Namen, ihn zu sehen, ist für sie das Größte. Es handelt sich um Jamie Shea, den Pressesprecher der NATO, der uns allabendlich mit Blair Lächeln die Welt wieder in die Matrix rückte. Die Albaner sehen ihn zum ersten Mal leibhaftig, und auch er sieht sie zum ersten Mal leibhaftig. Von Archipel zu Archipel. Das Medium ist die neue dritte Ware, die das Geld abzulösen beginnt. Lateinamerika und große Teile Asiens rechnen ohnehin schon in Dollar, und Europa benennt gleich die ganze einheitliche Währung nach sich. Aber das sind nur noch kleine Spiele am Rand. Wenn man sich ein Schaf mit zwei Köpfen klonen kann, dann wird man doch noch eine einheitliche Münze zu schlagen verstehen.

Das Medium aber ist der ideale Tauschwert. Nach beiden Seiten offen, das heißt begehrt. Ich möchte mich im Fernsehen sehen. Die eine Seite. Dann möchte ich das sehen, was ich im Fernsehen gesehen habe. Die andere Seite. Wie gut, daß uns doch immer wieder etwas Neues einfällt. Sonst ginge es nicht weiter mit dem Kapitalismus, dann hätte Marx am Ende doch recht. Drängen zum Monopol, größere Verelendung und Sense. Nein, wo Gott ein Blümchen wachsen läßt, da schafft er auch einen, der es mit großzügig bemessener Gewinnspanne verscheuert. Was aber tun, wenn die Kolonien schon ausgelutscht und mit Sterbenden überfüllt sind? Natürlich kann man sich immer noch den ein oder anderen lokalen Konflikt, sei er nun religiös oder ethnisch, zu Nutze machen, und im Sinne der Moral aufwerten und führen. Dazu stilisiert man erst eine Hälfte zu Opfern hoch und diffamiert die andere Hälfte als Schlächter. Nein, zuerst verkauft man natürlich an beide Waffen, sonst haben sie ja nichts, was sie unterscheidet, ich meine vereint. Nein, was ich meine, ist doch, erst wenn für eine Gleichheit der Waffen gesorgt ist, kann sich der Charakter der einzelnen Gruppierungen überhaupt erst herauschälen. Gut, aber auch das ist mühselig, diese Form der Entwicklungshilfe. Machmal sind diese Länder auch so klein, und wissen selbst nicht was sie wollen. Und was haben sie heutzutage schon noch zu bieten? Die von Missionaren monokultivierte Erde? Die abgebrannten Wälder? Nein, das ist alles nichts mehr.

Eigentlich müßte man die Welt neu erfinden. Und die Möglichkeiten haben wir ja. Wir erfinden den Mais neu und das Soja. Besser und mit eingebauten In-

sektiziden, aber eben auch zufällig mit einem sterilen Gen. So hört der Verkauf nie auf. Die Natur ist das, was kaputtgeht und sich regeneriert. Das letztere ist ihr Fehler. Dieser ewige Kreislauf, das ermüdet. Das zermürbt. So kann doch Leben nicht sein. Der Mensch braucht immer mal etwas Neues. Das liegt so in seinem Wesen. Man sagt ja heute schon sprichwörtlich, so wie seinerzeit, einem Eskimo einen Eisschrank verkaufen, einem Bauer ein künstliches Gen andrehen. Aber das alles ist ja tatsächlich noch etwas. Es stellt ja, wie degeneriert auch immer es sein mag, etwas dar. Mit dem Schirm der Medien, den ich als dritte Kraft in die Welt stelle, allerdings, kann ich etwas verkaufen, was der andere schon hat. Ich verkaufe ihm sich selbst. Das, was er sagt, kann er auf dem Bildschirm, oder im Netz sagen. Und während er es auf dem Bildschirm oder im Netz sagt, bekomme ich Geld. Das erste mal von ihm, das zweite mal von den Zuschauern.

Live, dieses wunderbare Wort. Wahrscheinlich ist das Wort um so stärker, je weniger es noch etwas besitzt, auf das es verweist. Am Anfang war das Wort. Es gab nichts außer dem Wort. Und nur so konnte es Fleisch werden. Und was aus Fleisch wird, das sehen wir. Aber zwischen den apokalyptischen Kadaverbränden und den Massenkeulungen passiert auch etwas Wunderbares, das Fleisch wird wieder zum Wort: BSE. Nun es ist kein richtiges Wort, sondern eine Abkürzung, aber das liegt allein daran, daß die Krankheiten so kompliziert geworden sind, daß man sie dem Normalbürger nur noch verkürzt weitergeben kann.

Im letzten Sommer vor der Jahrtausendwende läuft ein Film mit Hugh Grant und Julia Roberts in den Kinos. Er heißt Notting Hill. Notting Hill ist ein Stadtteil von London. Der Mann, der seine Haustür für den Film als Haustür für die Wohnung von Hugh Grant zu Verfügung gestellt hat, kann sein Haus für eine Million mehr als zuvor verkaufen. Roberts schenkt Grant in dem Film ein Bild von Chagall. Die Lieferanten von Chagall Plakaten, Postkarten und Büchern, und ich hatte schon immer den Eindruck, daß das nicht gerade wenig sind, kommen der Nachfrage nicht mehr hinterher. Es ist wunderbar. Der Spiegel des Mediums durch den wir gehen, macht alles leer, und in dieser Leere erneut verkäuflich. Es geht nicht um Chagall, sondern um das Bild, das Julia Roberts Hugh Grant schenkt. Es geht nicht um die Bomben der Nato, sondern um den Typ mit dem eingemeißelten Grinsen, den ich endlich mal in echt sehen darf. Aber wie kann etwas echt sein, wenn seine Echtheit doch gerade darin besteht, nicht echt zu sein?

Das Medium gibt nicht länger vor, einen Kern zu verbergen. Es zeigt das, was leer ist. Was nichts ist. Es ist genau wie mit den neuen superschweren Elementen. Das Element 118 zum Beispiel, das man im selben Sommer, ungefähr zur gleichen Zeit mit dem Erscheinen des Schröder-Blair Papiers gefunden, entdeckt, gemacht, ich weiß nicht, wie man dazu sagt, hat, verschwand nach etwas weniger als einer tausendstel Sekunde wieder. So ist es auch mit dem Wirklichkeitsaustausch durch die Medien. Das Geheimnis der Medienelemente ist, daß sie schnell wieder verschwinden. Die Physiker sagen selbst, daß es allein ihren neuen Techniken zu verdanken ist, diese Elemente entstehen zu lassen. Natürlich. Und besonders den neuen Untersuchungsmethoden. Wir ziehen alle an einem Strang. Sitzen alle im selben Boot. Wir gehen durch den Medienspiegel und entschwinden in die Leere. Und in der Leere ist einiges möglich. Fast alles. Und wieder wird, wie bei jedem guten Zirkus, abkassiert, jetzt sogar zweimal, nämlich beim Reingehen und beim Rauskommen.

Aber eigentlich wollte ich über die Ansprüche des Bildungsbürgertums an die Kunst sprechen. Die Widersprüchlichkeit, in die der Künstler durch die Ansprüche des Bildungsbürgertums gedrückt wird, kommen aus dem Anspruch, er selbst solle widerspruchslos sein - und natürlich Kunst schaffen. Der Bildungsbürger lehnt sich zufrieden zurück und winkt beiläufig mit dem schon erwähnten selbstsüchtigem Gen, das ihm so ziemlich alles erlaubt, selbst, und das ist doch immer der versteckte dialektische Witz, einen Krieg zu entpolitisieren und moralisch aufzuwerten. Neo-Darwinismus und Neo-Liberalismus gehen wie Frischverliebte Hand in Hand. Das Ende der Geschichte wird eingeläutet. Das Ende der Kriege. Das Ende der Parteien. In eine Wilhelm zwei Paraphrase heißt es dann schon bald: Ich kenne keine Parteien, ich kenne nur noch Gene. Und Viren natürlich.

Die Befürchtung - oder Hoffnung - der Autor könne im 21. Jahrhundert verschwinden halte ich für ähnlich ausgedacht und konstruiert wie die Befürchtung - oder Hoffnung - wir würden uns nur nur mit Pillen und Pasten aus der Tube ernähren, auf Fließbändern durch die Stadt bewegen und mit kleinen Hoovercrafts direkt aus dem fünften Stock zur Arbeit starten.

Im Gegenteil, der Autor wird sich immer mehr etablieren und vom Text unabhängig machen. Währenddessen geht der Text selbst verloren. Da diejenigen, die sich mit Literatur beschäftigen, sich vor allem um ihre Autorenschaft und weniger um den Text kümmern, werden die Kriterien für Literatur, was kaum noch vorstellbar erscheint, noch einmal radikal gesenkt werden. Schon jetzt sollen wir Autoren wie Susanna Tamaro, Elke Heidenreich, Doris Dörrie, Bü-

cher wie "Der Gott der kleinen Dinge" oder "Der Pferdeflüsterer" als Literatur ansehen. Und wie immer bleiben die großen Fragen groß und spekulativ, während sich im Kleinen alles sang- und klanglos in euphorische Rezensionen auflöst.

Die Richtungen, in denen der Autor verschwinden wird, sind vielfältig, weshalb ich am Schluß zwei wesentliche Tendenzen herausgreifen möchte, in denen sich zwei wesentliche Unterschiede verdeutlichen.

Da ist zum einen der Markt, der das Produkt "Autor" gegen den Text hetzt, um den Text durch den Autor zu ersetzen. Die USA sind darin Vorreiter. Vorschüsse in Millionenhöhe werden von den Verlagen für den neuen schwarzen oder hispanoamerikanischen Autor ausgesetzt, denn der ist es, der gerade fehlt und eine klaffende Lücke im Markt hinterläßt. Ein neunjähriges Mädchen mit dem ethnienübergreifenden Namen Sahara Sunday Spain erhält 150 000 Dollar Vorschuß für einige Verse und Zeichnungen. Sie ist die Tochter eines ehemaligen Black Panther. Sie hat schon jetzt mehr Geld mit ihrem Bändchen verdient als zum Beispiel der Poeta laureatus Ted Hughes mit seinem letzten Werk. Aber die beiden sind auch nicht zu vergleichen, denn Sahara wird nicht für ihr Werk, sondern für ihre Person bezahlt, genau wie das Mitglied einer geklonten Girl Group oder der Insasse eines Containers, der aus dem Dunkel ungläubig blinzelnd ins Tageslicht der Fans auftaucht.

Paris, das mit seinem Übernehmen von Amerikanismen immer sehr bereitwillig in den Startlöchern steht, hat im März 2001 zum *Salon de Livre* gleich nachgezogen und eine Modenschau für Autoren veranstaltet. Das ist kein Gag, sondern immanente Konsequenz. Und wenn wir gerade bei Frankreich sind: natürlich ist es schön, daß die Akademie auf die Sprache aufpaßt, daß man in Frankreich statt New Labour zum Beispiel *neoliberalisme sauvage* sagt, wie wenig aber die Reinhaltung der Sprache auf das Verhalten zurückwirkt, kann man sich gleichzeitig anschauen. Vielleicht liegt es daran, daß die Ideen der Macht keine Übersetzung brauchen.

Wenn der Autor hier in der westlichen Welt verschwindet, eben weil er keine beachtenswerten oder nennenswerten Texte mehr produziert, dann muß man wissen, was er zu diesem Anlaß trägt. Und die Autoren ziehen die ihnen bereitgelegten Fräcke an und posieren als könnten sie nicht bis drei zählen. In Paris war das Thema dieses Jahr Deutschland. Man karrte also fünfzig Berliner Autoren an, die dann auf Barhockern sitzend Zeitgemäßes in Ichform verlasen, begleitet von einer isländischen DJ. Gleichzeitig konnten sie das noch

in einer Glosse festhalten und in der Süddeutschen veröffentlichen. 2001
Odysse im Weltall.

Der Autor will Star sein, und dafür ist ihm alles recht. Ein Star aber ist immer mehr jemand, der nichts anderes hat und der nichts anderes ist außer sich selbst. Es klingt vielleicht wie eine fernöstliche Weisheitsmaxime, ist aber der Globalisierung letzter Schluß, oder um Marx zu paraphrasieren: Der Autor ist im doppelten Sinne frei, frei von einem Werk und frei verschiebbar im Warenaustausch.

Zwar ist der Star davon befreit, eine Leistung zu erbringen, im Falle des Starautors etwa einen Text, aber er muß dafür andere Beweise seiner Existenz vorlegen, das, was man früher Klatsch nannte und was heute zum einzigen Inhalt von Diskussionen und Interviews geworden ist.

Es ist die Rache der Dummen, einen Shakespeare überhaupt nicht mehr entstehen zu lassen. Dann muß man auch nicht mehr wissen, wer er ist. Vernichtung von Inhalten schafft Denkfreiheit. Versinnbildlicht wird der inhaltliche Niedergang im Aufleben von Quiz Shows. Nur fünfzehn Fragen bis zur Million, außerdem drei Joker. Das dort abgefragte und oft genug bewunderte Wissen ist genau das, was sich der Neoliberalismus unter Bildung vorstellt: ein unzusammenhängendes Wirrwarr aus Einzelinformationen, die dem, der es besitzt nichts nützt, weil ihm die Verbindungen fehlen, um die zu Verfügung stehenden Informationen überhaupt zu begreifen, das heißt für sich nutzen zu können. Es ist die Ebene des Weltweiten Netzes, und genau zu einer Zeit, in der die ersten Internet Aktien zu stürzen beginnen und die alles umspannende Euphorie ebenfalls langsam entschwindet, weil man ahnt, daß das Surfen eben genau das ist, was es besagt: nämlich auf eine große Welle springen und versuchen, sich so lange wie möglich oben zu halten, in genau diesem Moment erscheinen die Quiz Shows als Silberstreifen am Horizont und zeigen, daß das bruchstückhafte Internetwissen, doch lohnend sein und sogar bis zu einer Million führen kann.

Standardantwort eins auf die Frage, was man mit dem Geld macht: Auto, Antwort zwei: Neue Küche. Antwort drei: Reisen. Die Welt ist klein.

Nicht lange nach Goethes Geburtstag spielt sich dann folgendes ab: Frage: Welches Gedicht beginnt mit den Worten "Tiefgemauert in der Erden". 1. Das Lied von der Glocke. 2. Das Lied von der Brücke. 3. Das Lied von der Erde. Oder 4. Das Lied von der Burg. Der Kandidat wählt das Lied von der Brücke.

Zum Glück ist da noch sein Kapitän, der die Antwort verbessern kann, was er auch tut, denn das mit der Brücke erscheint ihm nicht schlüssig. Er plädiert für das Lied von der Burg. Wahrscheinlich verwechselt er das mit Lou van Burg. Aber wenn man einmal davorne steht, da weiß man gar nichts mehr. Was also hat der Rummel im Goethe Jahr tatsächlich gebracht, was der von der UNESCO ausgerufenen Tag des Buches?

Das war Tendenz Nummer eins, die wir alle kennen und am eigenen Leib spüren. Der Verlust von Autoren Persönlichkeiten wie Heinrich Böll und André Malraux wird beklagt, gleichzeitig soll der Autor in Michael Schumacher Pose vor der Kamera stehen und Champagnerflaschen schütteln. Es gibt hier in der westlichen Welt den Autor als Persönlichkeit genausowenig wie den Politiker. Weshalb natürlich das Bild beider entsprechend aufgebläht wird. "Der Staatsoberhaupt hat weder der Macht der Legislative, noch der Macht der Judikative, noch der Macht der Exekutive zu unterstehen." Wer sagte das am 28. März 2001? Richtig Jacques Chirac. Oder das hier, ungefähr zwei Wochen davor: "Ich habe kein Problem mit diesem Land, besonders nicht seit ich es regiere." Das war Volker Trittin.

Natürlich, wenn man dahinterschaut, dann ist das alles nur billige Klamotte. Milosevic fuchtelt bei seiner Verhaftung mit der Pistole herum und droht, sich und seine Familie umzubringen, seine Tochter schießt wild um sich, seine Frau bekommt einen Herzkollaps und die betrunkenen Leibgarden laufen quer durcheinander. So sieht das Innenleben von Großmächten aus.

Also im Westen ist der Autor verschwunden. Er ist zu einer inhaltslosen Hülle geworden und deshalb erledigt. Um aber nicht ganz so pessimistisch zu enden, möchte ich doch noch auf etwas Positives kommen. Wir wenden dazu den Blick nach Mittelamerika. Wieder ist es März 2001. Unter der Führung des *subcomandante* Marcos setzt sich ein Zug *indígenas* in Bewegung Richtung Mexiko Stadt, um dort die Rechte von über fünfzig unterdrückten Ethnien einzufordern. Man belagert den größten Platz der Welt und Marcos lehnt alle Gesprächsangebote des Präsidenten Vincente Fox mit der Begründung ab, er wolle in das Parlament gelassen werden.

Ich bin nicht der Geeignete um die Figur des *subcomandante* und seine Stellung im Kampf der *indígenas* gegen die Regierung von Mexiko entsprechend beurteilen und würdigen zu können. Ich stehe dem *turismo revolucionario* und der Heldenverehrung durch den Westen skeptisch gegenüber, weil sie mir an das Bild des schönen Wilden anzuschließen scheint; und der richtig schöne

Wilde war schon immer kein indianischer Analphabet, sondern ein belesener Jesuitenzögling. Aber daß man im Westen sofort wieder die Werte verwechselt und von einer sanften Revolution träumt ("Neu?" "Nein, nur mit Perwoll gewaschen!"), dafür können weder Marcos noch die *indígenas* etwas. Die Lage hier bei uns ist eine andere, selten bekommen wir noch so bildlich eine Teilung in Gut und Böse vorgeführt wie in Mexiko. Da sind die Unterdrückten, da ist der Unterdrücker, der direkt aus der Vorstandsetage von Coca Cola auf den Präsidentensitz wandert. Obwohl man sich auch umgekehrt nicht von der scheinbar immer komplizierter werdenden Weltvernetzung täuschen lassen darf. Warum soll ich Coca Cola nicht mehr als Symbol des Monopolkapitals betrachten, wenn umgekehrt der Mafiafreund Berlusconi, der 2001 seinen triumphalen Sieg feiert, bekennt, daß für ihn Coca Cola ein Symbol der Freiheit ist, ein essentielles Symbol sogar. Auch er hat ein Buch geschrieben *L'Italia che ho in mente*. Kennen wir das nicht schon? Wollen wir das kennenlernen? Und weshalb Buch, wenn er doch fast das gesamte italienische Fernsehen kontrolliert, wenn auch in 64 in Steuerparadiesen versteckten Firmen aufgeteilt? Ich erwähne das nur im Hinblick darauf, daß man das Verschwinden von Autoren differenziert betrachten sollte.

Am Beispiel Coca Cola, vielmehr seiner symbolischen Verwendung zeigt sich für mich eine andere, nicht zu unterschätzende, Ausprägung der *Glocalisation*. Dieser Begriff (*glocalidad*) wurde von Vidal-Beneyto geprägt und beschreibt das Agieren auf einer lokalen Ebene, ohne dabei den Blick für die globalen Auswirkungen zu verlieren. Nur so ist die Globalisierung zu unterlaufen, deren Schwäche ja genau in der Umkehrung liegt, nämlich dem Agieren auf globaler Ebene, mit Vernachlässigung des Lokalen. Daß der universelle Markt dann, unter anderem, einer ethnischen Aufsplitterung und Balkanisierung gegenübersteht, ist eben das noch nicht ganz gelöste Detail, das entweder übergangen oder mit humanistischen Gefühlsspendenkonten zugekleistert wird. Ein anderer Widerspruch liegt in der scheinbar komplex hochgezüchteten politischen Diskussion, die alles so unabänderlich und eng verzahnt erscheinen läßt, um dann immer wieder von der simpel gestrickten Realpolitik unterlaufen zu werden. Motto: Der Globus, das sind immer die anderen.

Aber zurück zum Cola Vertreter Vincente "Zorro" Fox, von dem einige europäische Politiker sogar etwas lernen könnten. Sie stehen nämlich mittlerweile zu selbstherrlich an der Spitze ihrer Scheindemokratien und ändern von den Postleitzahlen über Rechtschreibung und Währung alles außer ihrer eigenen Machtposition. In Deutschland sind Unternehmer und Banken nach eigenen Aussagen mit der Regierung am Beginn des Jahrtausend so zufrieden wie

noch nie. Auch die Atomindustrie ist zufrieden, denn sie bestimmt ihren Auf-, ich meine Ausstieg selbst und wird noch dafür bezahlt. Auch der Geheimdienst ist zufrieden, soviel Lauschangriffe wie noch nie unter Schilly. Selbst China ist zufrieden mit einem so diplomatischen Kreidefresser als Außenminister.

Als sich der Zug der *indígenas* Anfang März in Mexiko in Bewegung setzte, ließ Fox alle Gefangenen frei, zog Truppen ab und sprach sich im Parlament für ein Treffen mit den *zapatistas* und den Delegierten der *indígenas* aus. Er wandte sich sogar gegen seine eigene Partei, die am Ende dem Treffen demonstrativ fernblieb. Natürlich tat er das alles nur, damit wenig später seine Hochzeit ungestört über die Bühne gehen konnte. Schließlich mußte er sich dafür auch noch mit der katholischen Kirche anlegen. Und ein Feind reicht in der Regel.

Es spielte sich allerdings noch etwas anderes in Mexiko ab, von dem ich gerne zugebe, daß es mich begeistert hat. Als nämlich die Regierung der Vorde- rung Marcos, nicht mit dem Präsidenten privat zu konferieren, sondern öffentlich im Parlament zu sprechen, endlich nachkommt, erscheinen zum allge- meinen Erstaunen *nur* die 23 *comandantes*, nicht aber *subcomandante* Mar- cos. *Comandante* Esther erklärte, Marcos sei allein für den militärischen Kampf zuständig, nicht aber für die politischen Verhandlungen, welche die *co- mandantes* übernehmen.

Vielleicht hat mich dieser Moment so fasziniert, weil ich schon immer auf et- was Vergleichbares gewartet habe. Irgendwann, so dachte ich, muß doch mal jemand den Kult um seine Person dazu ausnutzen, das offizielle Spiel des "Was nun Herr Schröder?" - Journalisten stottern, Politiker dreschen Phrasen, diese Varianten der Quizshows mit den vorgegebenen *multiple-choice* Antwor- ten, zu durchbrechen, um einfach für einen Moment den Finger aus der Wun- de zu nehmen und der Welt einen Blick in die Leere zu gönnen, die uns alle so ängstigt. Aber nein, da konnte ich lange warten. Es ist eben so, wenn man einmal davorne steht, dann weiß man gar nichts mehr. Dann wird man nur noch eitler und noch hohler und achtet nur noch darauf, daß der Nasenschat- ten angenehm übers Gesicht fällt.

Marcos allerdings nutzte den Moment und verhinderte mit seinem Nichter- scheinen die völlige Aushöhlung seiner Person zum inhaltslosen Star.

Ein Beruf, der sich ausschließlich mit Sprache beschäftigt ist mehr als von Nöten, da wir gar nicht die Möglichkeit haben, uns nicht mit Sprache zu beschäftigen. Wir haben nur die Auswahl, uns schlecht und ungenügend mit Sprache zu beschäftigen, oder semantische Feinabstimmungen der Politik zu überlassen. Man beobachte nur die Wortwahl während des Konflikts Anfang April 2001 zwischen China und den USA wegen des amerikanischen Flugzeugs. Handelte es sich um einen "Aufklärungs" (USA) - oder einen "Spionage" (China) - Flug, um einen "Un" (USA) - oder einen "Zwischen" (China) - Fall? War es ein "Eindringen" (China) oder ein "Rettungsmanöver" (USA)? Sind die Besatzungsmitglieder "Gefangene" (USA) oder "Gäste" (China)? Und bekommt man eine "Entschuldigung" (China) oder ein "Bedauern" (USA)? Words, words, words, wie Hamlet sagen würde.

Die Worte in einen neuen Kontext bringen, das ist die Aufgabe des Autors und nicht die, wie man ihm einzureden versucht, Person zu sein. Heute bedeutet, einen Autor kennen, sein Gesicht schon einmal gesehen zu haben und wissen mit wem er liiert ist. Die Bücher kauft man dann, weil man etwas von ihm besitzen will, eine Art Reliquie. Darauf richtet sich der Buchhandel auch schon längst mit übergreifenden Angeboten ein, er ist der Devotionalienhandel der Zukunft.

Heine begegnet im sechsten Caput seines Wintermärchens dem Henker, der ihm das Beil hinterherträgt und sich selbst als "Tat von deinen Gedanken" zu erkennen gibt. Ich erinnere mich wie eine der härtesten Invektiven gegen Heinrich Böll seinerzeit lautete, er sei Vordenker der RAF gewesen. Heute wäre man dankbar, wenn überhaupt noch etwas vorgedacht würde. Aber es ist nichts weiter als ein Hinterherhinken. Die Welt, nein halt, das Kapital gibt den Ton an und die Autoren wandeln über die Laufstege wie der Schöpfersohn seinerzeit über das Wasser. Sie sind textlos auferstanden und wohnen im Hause ihres Vaters, sprich den Bildschirmen verschiedenster Couleur. Die muß man nur noch anmachen, und bei den immer weiter sinkenden Tarifen können sie bald ganz anbleiben.

So wird der neue Schöpfungsakt darin bestehen, auszuschalten, sich als Individuum zu verweigern und einen Inhalt an die Stelle fragwürdiger Biographien zu setzen. Der Autor muß als Figur sterben, damit der Text lebt. Oder weniger dramatisch formuliert: der Autor muß hinter seinen Text zurücktreten, damit die Worte eine Wirkung haben und nicht vom Ewig-Privaten hinweggespült werden. Das bedeuten die *pasamontañas* der *comandantes*. Das können, das müssen wir von Mexiko lernen.

